auf den blossen Metallwerth (denn sie bestehen in goldenen und silbernen Medaillen) herunter gesetzt werden, möchte allerdings gefragt werden können. Aber nicht bloss durch die Menge der Preise sucht Hr. G. alle Preisvertheiler zu überbieten, sondern auch dadurch, dass er die Erlangung des Preises ganz und gar nicht von dem absoluten, sondern einzig und allein von dem relativen Werth der Leistungen abhängig macht, indem er versichert, dass jedenfalls sämmtliche Medaillen zur Vertheilung kommen sollen. In dem Wörtchen jedenfalls ist doch ohne Zweifel der allerdings denkbare Fall begriffen, dass keiner von allen Bewerbern den Preis verdient habe. Eine so nachsichtsvolle Anerkennung des Willens, auch ohne Kraft, ist mir sonst noch nicht vorgekommen. Eben so unerhört ist es, dass Hr. G. nicht einen, sondern 2 erste Preise verspricht, indem jeder der beiden Gerichtshöfe, das Publikum so wohl als die eigentlichen Richter, das Recht haben soll von dem andern unabhängig den Empfänger des Preises zu bestimmen, damit alle beide Recht behalten können. Eigentlich hätte Hr. G. aber noch dritte erste Preise aussetzen müssen, für den Fall, dass er selbst nicht mit seinen kritischen Ereunden übereinstimmen möchte, wo er sich nach dem unkatholischen Grundsatze, dass eine Kirchenversammlung mehr zu sagen habe als der Pabst, ganz dem Urtheile obgesagter Freunde unterwirft, auch selbst da, wo sie sich für Sachen, die des Druckes unwerth sein möchten, erklären sollten. Hier wird nun freilich klar, dass die Quelle jener beispiellosen Nachsicht beispiellose Schwäche ist und dass hier das Sprichwort veniam vicissim damus

Digitized by Google

et petimus seine volle Anwendung findet. Hr. G. denkt sich den Fall als möglich, dass seine richtenden Freunde etwas durchaus schlechtes in Schutz nehmen könnten; und er, der als Redacteur dem Publikum für jedes unnütze Wort verantwortlich ist, erklärt sich im Voraus bereitwillig ganze Aufsätze, die ihm als elend erschienen, demselben auftischen zu wollen. Ist es möglich dass des Mannes ärgster Feind Aergeres von seinem und seiner Freunde kritischem Unvermögen sagen kann, als was er selber in folgenden Worten sagt: »Es ist nicht daran zu zweifeln, dass auch manches ankommen wird, was sich zum Drucke nicht recht eignet; ich will dies, betreffe es nun einzelne Stellen oder ein Ganzes, mit den Freunden berathen und mich ihrem Urtheil unterwerfen, auch wenn es meiner Ansicht entgegen ist.« O der schlaffen und schwächlichen Nachgiebigkeit! Wer so bereitwillig seine Ansichten aufopfert, muss dieselben sehr gering schätzen, oder kann vielmehr gar keine haben. Leute also, welche nicht einmal darüber einig sind was sich für den Druck eignet oder nicht, sprechen mit einer vornehmen Mäcenatenmiene davon, dass sie wesentlichen Mängeln in der deutschen Literatur abzuhelfen dächten! Kann man da nicht sagen: das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach? Aber es mag sein: Ut desint. — Hr. G. mag mit seinem Unternehmen den Vorrang behalten vor anderen verlegenden Herausgebern, welche verlegen wurden, indem es ihnen an Mitarbeitern fehlte, und deshalb Lockspeisen ausstreuten um einige Gimpel zu fangen.

Ich bin weit entfernt, das Lobenswerthe in dem Unternehmen des Herausgebers zu verkennen;

Digitized by Google

wenn ich gleich der Meinung bin und bleiben muss, dass die Literatur aus demselben fast gar keinen Gewinn gezogen hat. Werke des Fleisses, die nur auf einem fetten Boden gedeihen, können allerdings durch Preise gefördert werden; aber man hüte sich seinen Dünger in den Garten der Poesie hineinzutragen, der nur durch Himmelsluft und Himmmelsthau grünt und blüht; sonst ruft man stinkende Wucherblumen in's Dasein.

Von diesem Gesichspunkte aus lässt es sich rechtfertigen, dass Hr. G. Preise ausgesetzt hat für die besten Berichte über Städte und Provinzen: denn hier ist der Werth oder Unwerth der Arbeiten allerdings einigermassen von dem Fleisse der Verfasser abhängig. Aber ganz anders verhält es sich mit der Humoristik und Novellistik. Wer sich um diese ein Verdienst erwerben wollte, müsste Preise aussetzen, nicht für diejenigen, welche Neues lieferten sondern für die welche zu schreiben aufhörten, damit der schlechten Scribenten weniger würden, und das Unkraut nicht die edleren Pflanzen erstickte. Die Kunst kann also aus dergleichen Preisvertheilungen gar keinen Nutzen ziehn, sondern höchstens einige Dichter; aber diesen würde es wahrlich lieber sein, wenn sie statt der Medaille eine Zulage zum Honorar bekämen, wodurch sie der Mühe des Verkaufens überhoben würden. Freilich könnte der Preissteller da nicht seine passenden Allegorien an den Mann bringen, und das wäre schade. Aber es bleibt ja manche schöne Allegorie unausgeführt, so wie ich z. B. mich trösten muss, dass folgende sehr passende Allegorien nicht in Gold und Silber, ja nicht einmal in Kupfer und Holz werden ausgeführt wer-

Digitized by Google

den. Sie sind: Für Nro. 1, den Berichterstatter: ein Merkurius, welcher in einem Kaffehause gähnend Journale durchblättert und mit diebischen Fingern excerpirt; für Nro. 2, den Novellisten: ein Zauberer, welcher einen Gänsekiel als Zauberstab gebraucht, um durch denselben, mit Hülfe eines mysteriösen Buches, etwa des Calenders, oder einer alten Chronik, eines Convoluts von Acten, oder eines Zeitungsblattes, Geister und Teufel zu citiren; für Nro. 3, den Humoristen: ein Satyr mit gestutzten Hörnern und Ohren, welcher durch Grimassen und wunderliche Bockssprünge sich über seinen Verlust zu trösten sucht. Man missverstehe mich nicht, als wollte ich hiermit sagen, dass die besten für den Gesellschafter gelieferten Preisarbeiten solche Allegorien verdienten. Es sind einige bessere Arbeiten geliefert worden; aber wird für diese der Preis verliehen werden? Mag es indess sein; die herabgewürdigten Gattungen verdienen nicht andere Allegorien. Oder ist es nicht etwa so? schreibt nicht fast immer der eine Berichterstatter von dem andern ab? Sind die Novellisten nicht oft Leute, welche lieber Novellen lesen als Novellen schreiben sollten, unglückliche Mittelwesen zwischen Richtern und Dichtern, die man Criminaldichter nennen könnte? Während sie in ihren Acten schöngeistisch faseln, und Verbrecher, aber noch lieber Verbrecherinnen in poetische Gestalten umzuschaffen suchen, kneten sie in ihren Poesien Ehebruch, Blutschande, Brudermord, Giftmischerei und andere Gegenstände der Criminalgerichtsbarkeit zusammen, und würzen das Ganze mit etwas Assa foetida (zu deutsch: Teufelsdreck) um es für den durch den Brei sen-

Digitized by Google

timentaler Romane erschlafften Magen des Publikums noch pikanter zu machen. Sind endlich die Journal-Humoristen und Satiriker (ich werfe hier beide wie Hr. G. in einen Topf) etwas anderes als Füchse, welche die für sie unerreichbaren Trauben unreif nennen? Ich rede hier aber bloss von den Humoristen der Journale, wie sie in diesen sich zeigen und überhaupt da nur sein können, denn sonst kann ich Hrn. G. durchaus nicht beistimmen, wenn er behauptet, dass die deutsche Literatur in (sic) humoristischen Aufsätzen einen empfindlichen Mangel habe. Ich glaube im Gegentheil, dass es der Humor ist, wodurch sich unsere guten Schriftsteller vor denen anderer Nationen auszeichnen, ja wodurch selbst manche schlechte erträglich werden. Doch ich will mit ihm nicht darüber rechten ob dieser Mangel wirklich fühlbar sei oder nicht; er möchte sonst auf den Gesellschafter hindeutend sagen: ist hier nicht der schlagendste Beweis? Ja leider, müsste ich antworten, die zur Preisbewerbung eingeschickten Satyren und humoristischen Aufsätze haben mir meinen Wahn benommen: denn jene Satyren (ich schreibe sonst mit dem Pedanten Casaubonus Satiren) gehören zu dem *γένος Σατύρων οὐτιδανῶν καὶ ἀμηχανοεργῶν*, dem Geschlecht der nichtsnutzigen und unkünstlerischen Satyren, und die Humoristen selbst scheinen nicht einmal zu wissen was das Wort Humor bedeute, indem es mir häufig so vorkommt, als verwechselten sie es mit dem Lateinischen humor. Von jenem bekannten pindarischen Spruche ausgehend glauben sie uns das Beste zu liefern, wenn sie uns mit Wasser versorgen.

Digitized by Google

Wasser — nichts als Wasser — wird ein jeder rufen, welsher die von Jul. Eberwein mitgetheilten Preisaufgaben des Vereins zur Beförderung guter Neujahrswünsche *) liest. Der Inhalt des ganzen Geschreibsels ist, dass die gegenwärtige schlechte Zeit einzig und allein durch gute Neujahrswünsche verbessert werden könne. Angehängt sind einige Neujahrswünsche, die wohl kaum zu den mittelmässigen zn rechnen sind. Eben so wenig humoristisch wie dieser Aufsatz ist der Humorist Nro. 37. Der kurze Inhalt ist dieser: Ein verschrobener Lieutenant zwingt seinen verschrobenen Bedienten, um ihn dadurch zu zerstreuen, seine Gedanken niederzuschreiben. Dieser füllt das Papier mit langweiligen Klagen über die ungewohnte Arbeit und mischt zuweilen noch andere, nicht sehr erbauliche Bemerkungen ein. In dem Ton des Ganzen ist nichts, was auch nur im Geringsten an einen Bedienten erinnerte. Nicht viel anders können wir über die Fortsetzung dieses Aufsatzes, betitelt Gottfrieds Osternacht (Nro. 126) urtheilen, doch findet sich darin eine kleine idyllische Scene, die wir nicht ohne Interesse gelesen haben. Den Preis verdient keine von beiden Arbeiten.

In den Preisaufgaben des Gesellschafters v. K. Gern (Nro. 42) treten Novellist, Humorist u. s. w. auf und machen (natürlich ohne alle dialogische Kunst) höchst flache Bemerkungen, über die verschiedenen Erzeugnisse der Literatur, für welche die Preise bestimmt sind.

Ob die Definition, die hier vom Humorist gegeben wird, dass er ein Mensch sei, der Gemüths-

*) Jahrg. 1829. Nro. 29.

Digitized by Google

grimmen habe und darüber Gesichter schneide, die andern zum Lachen zu bringen, richtig, und auf Hrn. Gern anwendbar sei, wollen wir weiter nicht untersuchen, können aber die Versicherung geben, dass er bei uns allerdings etwas dem Gemüthsgrimmen ähnliches erregt hat.

Der Autor und Acciseeinnehmer Links (Nro. 69) von Ulrich Reimann ist eine ganz klägliche Nachahmung einer Jean Paul'schen Vorrede mit einer Beimischung von Scottischer Breite. O imitatorum servum pecus!

Besser ist der Aufsatz über den Nutzen der Journalistik von F. Nork (Nro. 101). Es werden in demselben die Alltagswitze über das Unwesen in der Kritik und auf dem Theater kurz und gut vorgetragen. Dass die Arbeit mittelmässig sei, darin möchten wohl Freunde und Feinde des Verfassers übereinstimmen müssen.

Nicht anders verhält es sich mit dem Schauspiel aus dem 20sten Jahrhundert (Nro. 110). Es wird darin gezeigt wie der dramatischen Kunst durch Lärm- und Knall-Opern der Untergang gedroht wird; dies geschieht mit einem ziemlich wohlfeilen Witz, wie man ihn in allen Caffehäusern von einer ästhetischen Parthei hört. Die Einkleidung ist ganz verbraucht, und erinnert stark an den nunmehr verschollenen Satiriker Friedrich. Nro. 158 finden wir noch einen Traum, mit Hpk. unterzeichnet. Der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes zeigt nicht ohne Geist und Gemüth, wie das vielgestaltete und oft veränderte musikalische Treiben der letzten Zeit einem Traum vergleichbar sei, indem er die verschiedenen Aeusserungen desselben zu Traumbildern umdichtet.

Digitized by Google

Das alte Sprichwort, dass das Letzte das Beste sei, lässt sich auf die humoristischen Aufsätze für 1829 anwenden: denn keine der früheren Arbeiten hält mit der Donna Quixotte de la Mancha von F. Steinmann eine Vergleichung aus. Da Herr Steinmann mich seinen unbekannten Kritiker in Sonetten angeredet hat, so sehe ich mich genöthigt ihm in ähnlicher Weise zu antworten.

Viel Dank, o Dichter, dir für dein charmantes
Kurzweil'ges Mährlein, das du uns geboten.
Was zagst du vor dem kritischen Despoten?
Da du Bewährtes lieferst, längst Bekanntes:
Denn nachgeahmet hast du dem Cervantes,
Und Erbsen vorgesucht aus seinen Schoten.
Allein wir zehren stets ja von den Todten,
Und Aufgewärmtes ist nicht stets Verbranntes.
Auch dass du mir gegriffen hast in's Handwerk
Und kritisirt, will ich geduldig tragen:
Denn brav gegeisselt hast du manches Schandwerk.
Doch da zu Ende gehet mein Sonetto
Will ich, was wahr mir scheint, in Prosa sagen,
Nicht fürchtend das was du noch hast in Petto.

Herr Steinmann hat (wie schon in dem Sonett angedeutet ist) die ersten Capitel des Don Quixotte parodirt, und zwar sehr gut parodirt.

Der Inhalt seiner Erzählung ist folgender: Ein armes Dorffräulein, welchem die Romane von Clauren und andern literarischen Sansculotts den Kopf verschroben hatten, so dass sie an nichts anders als bildschöne Rittmeister und Lieutenants, unschuldige Entführungen und Verführungen dachte, fasste den Entschluss in der Welt umher zu ziehn, um sich entführen zu lassen und führt die erste Hälfte desselben auch wirklich aus. Ihr Begleiter

ist ihr Schweinehirt, Junker Wiedehopf genannt. Da sich diese Schreckenspost verbreitet hatte, so finden sich der Dorfkantor und ein alter Chirurgus ein, und halten Gericht über ihre Bibliothek. Einige schlechte Bücher werden hier kurz und gut kritisirt, doch hätte Hr. St. vielleicht noch schlechtere und gelesenere auffinden können. Tromlitz, Blumenhagen, Spindler und andere saft- und marklose Scribenten, die man doch oft als lumina ausschreit, werden verschont, ingleichen Raupach und die übrigen Lohn-Bühnendichter, mit Ausnahme von Immermann. Dagegen werden Sachen, die wohl Niemand als Verfasser und Setzer gelesen hat, z. B. der Nürnberger Horaz und Riemers Gedichte scharf mitgenommen. Es wird darauf die erste und letzte Tagereise des Fräuleins erzählt, auf welcher sie manchen Aerger erfuhr, worunter der bedeutendste der war, dass sie am Abend im Wirthshause ihren Oheim den Ehrendomherrn Schmunzelbart antraf, und bald darauf durch die Ankunft des Cantors und Chirurgus überrascht wurde. Weiter ist die Geschichte nicht ausgeführt. Hr. St. giebt nur noch an, dass das Fräulein, nach einem von ihrem Oheim entworfenen Plan, durch den Chirurgus mit Beistand des Cantors entführt, d. h. nach ihrer Heimath zurückgeführt sei. Die Ausführung des Ganzen ist sehr gut. Ueberall finden wir einen gesunden und kecken Humor; namentlich in den eingestreuten Parodien und Glossen, die wir als besonders gelungen bezeichnen müssen. Zur Probe mag folgende Stelle dienen:

Alte Tanten, Gouvernanten,
Modepuppen, süsse Herrchen,

Und dergleichen Narrn und Närrchen
Bilden's Heer der Dilettanten,
Mit Geschnatter nnd Gegacker
Bauen sie das Reimfeld wacker,
Laben sich mit manchem Trunke.
Sagt, wo steckt bei dem Gelichter,
Was allein uns schafft den Dichter,
Aechter Kunst geweihter Funke!

Aus dieser Uebersicht wird der Leser schon ersehen können, dass Herr Steinmann des Preises würdiger ist als irgend einer seiner vorher betrachteten Mitbewerber. Aber wird er ihn bekommen? Ich zweifle sehr, oder weiss vielmehr fast gewiss, dass er ihn nicht bekommen wird, indem irgend ein guter Freund von ihm, vielleicht einer seiner Mitbewerber, entdeckt hat, dass einige der Gedichte, die er in seine Arbeit verwebt hat, schon früher in einem anderen Journal gestanden haben. Daraus macht man ihm nun ein grosses Verbrechen. Aber meiner Meinung nach ist es ärger, Stellen aus fremden Werken zu verkaufen, als Stellen aus seinen eigenen. Demnach möchte das Citiren von Lesefrüchten, Mottos und anderen Pfauenfedern strafbarer sein als die Handlung des Herrn Steinmann. Aber dem sei, wie ihm wolle, wenn wir auch alle abgedruckte Verse streichen, so bleibt die Donna Quixotte doch besser, als alle bis dahin beurtheilten Arbeiten zu sammen genommen, und auch von denen, welche im Jahre 1830 eingeschickt sind, möchte ihr schwerlich eine den Sieg streitig machen können, wiewohl nicht geläugnet werden kann, dass keine unter denselben ganz schlecht ist.

Wir treffen hier zuerst (Nro. 3) auf einen Auf-

Digitized by Google

satz über den Nutzen böser Beispiele von Aug. v. Blumröder. Inhalt und Form erinnern stark an Erasmus Lob der Narrheit, was freilich für Hrn. v. B. nicht sehr vortheilhaft ist, insofern er bei der Vergleichung sehr den kürzeren zieht. Es wird in diesem Aufsatze dargethan, dass alle diejenigen, welche schlecht [oder thöricht redeten, schrieben und handelten, dabei die gute Absicht hätten andere durch ihr Beispiel vom Laster oder von der Thorheit zurück zu schrecken. Dies ist in Bezug auf Moral, Politik, Philosophie und Aesthetik mit einem sehr mässigen Aufwande von Witz und Ironie durchgeführt.

Sobald der Verf. angedeutet hat, wovon er handeln wolle, wissen wir schon im Voraus alles was kommen wird, indem wir ihm gleich anmerken, dass er das sagen werde, was ein jeder Mensch, der Verstand und etwas Mutterwitz besitzt, sich selbst sagen kann. Den Verehrern von Rabener und ähnlichen Satirikern wird der in diesem Aufsatze herrschende, trockne, nüchterne Verstand gewiss zusagen, und ich bin nicht geneigt mit ihnen deshalb zu hadern: denn Verstand ist immer besser als Unverstand, und einiger Witz besser als gar keiner. Schliesslich müssen wir Hrn. v. B. auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen. Nach Hegels Lehre ist nämlich nicht das Sein und Nicht-Sein, sondern das Sein und das Nichts identisch, diese Bemerkung soll nicht dazu dienen den Hrn. v. B. einer Unwissenheit zu zeihen, sondern nur um ihn darauf aufmerksam zu machen, dass man bei Wortstechereien genau sein muss. Uebrigens bin ich so weit entfernt dem Hrn. v. B. seine philosophische Bildung abzusprechen, d-

Digitized by Google

ich ihm den Rath gebe, lieber in seinen philosophischen Aufsätzen fortzufahren, als Satiren zu schreiben. Er denke doch an den herrlichen Ausspruch in den epp. obsc. virorum; Non omnes valent idem. Unus novit logicam, alius didicit poetriam. Eben dieselbe Lehre muss ich auch dem Verfasser der harmlosen Satire (Nro. 57) zurufen. So wie es natürliches und künstliches, eigentliches und Papiergeld giebt; so giebt es auch eigentlichen und Papierwitz. Ist nun gleich ihr eigentlicher Werth sehr verschieden, so ist doch ihre Geltung, ihr Wechselcours in unseren Tagen ziemlich derselbe. Aber wie der schlichte Landmann lieber klingende Gold- und Silbermünzen als geschnörkelte Cassenanweisungen nimmt, eben so kann Niemand, der nicht verbildet ist, sich mit dem erkünstelten Papierwitz gut befreunden. Er ist und bleibt

— purer guter Schneiderscherz,
Und trägt der Scheere Spur,
Und nicht das grosse volle Herz
Von mutterlich Natur.

Papiergeld und gelahrter Witz werden niemals populär werden. Ich glaubte dies vorausschicken zu müssen, um darzuthun, weshalb ich der harmlosen Satire nicht meinen vollen Beifall geben kann, wiewohl sie Ansichten und Witz genug enthält. Ob die Ansichten richtig seien, geht uns hier natürlich nichts an; es ist genug dass sie gesund sind d. h. frisch und kräftig auftreten, überall wo der Verf. nicht witzig sein will. Sein Witz aber ist gesucht im höchsten Grade; und man kann ja doch auf guten Witz nicht den Aus-

Digitized by Google

spruch anwenden: Suchet so werdet ihr finden. Doch zur Satire selbst.

Sie ist gegen die Hegelsche Philosophie gerichtet, gegen welche in den letzten Jahren Tiefes und Flaches, Witziges und Albernes, Verständiges und Unverständiges genug gesagt ist. Der Inhalt ist folgender: Ein junger Philosoph fällt durch das Doctorexamen; reist dann durch England, Frankreich und Italien; trifft in Venedig einen Arzt, welcher vermöge der Philosophie zaubern kann, wird von diesem, da er sich sehr gelehrig zeigt, zu dem grossen unbekannten Philosophen gesandt, der eigentlich zwar seinen Sitz in der Sonne, als dem Centrum unserer Welt hat, aber sich während einer jeden Sonnenfinsterniss in der Wüste Sahara niederlässt. Unser Held erreicht den grossen Unbekannten, wird von ihm in die tieften Mysterien eingeweiht, erkennt sich als den Porphyrius und seinen Meister als den Plotin, und bleibt in der Wüste zurück um abstracte Menschen zu schaffen. Einige Zeit kommt der bis dahin verbannt gewesene Arzt zurück, in dem er staunend den Jamblich erkennt.

Es ist kein unglücklicher Gedanke in dieser Art die Aehnlichkeit zwischen Vorzeit und Gegenwart darzuthun, und zu zeigen wie die Neuplatoniker durch Prinzipien, die von denen der neuesten Philosophie nicht so sehr abweichen, zur tollsten Schwärmerei geführt wurden (oder wenigstens geführt sein sollen). Ich glaube auch fast, dass die meisten Leser mit dem Plane nicht unzufrieden sein werden.

Wenn die Poesie Begriffe darstellen will, muss sie dieselben in Gestalten umschaffen. Je mehr

Digitized by Google

Etwas reine Verstandessache ist, desto phantastischér muss es in der poetischen Darstellung erscheinen. Der Dichter muss auf den Flügeln der Phantasie, nicht im Luftballon der Speculation dem Philosophen nachfliegen. Er muss die historische Wahrheit der poetischen aufopfern. Dabei muss er uns doch ein richtiges Bild der Philosophie geben; so wie das Meer ein Bild vom Lande giebt, wiewohl dieses einspringt, wo jenes vorspringt und umgekehrt. Diese poetische Behandlung nun, welche wir verlangen, findet sich bloss im Plan der Satire. Die Darstellung ist durchaus prosaisch. Statt der Phantasie finden wir Definitionen; statt des wahren Witzes logische Spitzfindigkeit. Das Ganze ist demnach für einen philosophischen Aufsatz zu phantastisch, für einen humoristischen zu philosophisch und prosaisch.

Wir kommen endlich zu dem letzten humoristischen Aufsatz den wir zu beurtheilen haben, zur Wendeline (Nro. 66). Dies ist eine zwar flüchtige, aber nicht ganz geistlose Arbeit. Ein Schulmeister, Namens Schnäbele schildert sein häusliches Unglück, das seinen Grund in den phantastischen Gesinnungen seiner Frau und seines Schwagers, eines Arztes, hat. Bei dem Namen Wendeline fällt uns sogleich Jean Pauls anmuthige Philisterine ein; aber unsere Wendeline ist ganz das Gegentheil von jener, so wie Schnäbele ein vollkommner Antipode von dem guten Siebenkäs ist. Er ist der ärgste Pedant, den es auf der Welt geben kann; sie hingegen wird uns durch ihren unweiblichen Humor im höchsten Grade unerträglich. Sie grämt sich ab um ihren ersten in Russland erfrornen Liebsten; geht von diesem Schmerz in die

Digitized by Google

tollste Lustigkeit über u. s. w. Der Doctor ist ein noch so ziemlich gut gerathnes Mittelding zwischen Fenk und Katzenberger. Wir sagten vorher die Arbeit wäre flüchtig, und wollen, um dies zu beweisen, nur einiges anführen. Der Schulmeister hat auf der ersten Seite des Aufsatzes Humor und Witz, auf den übrigen erscheint er als der trockenste Pedant. Hin und wieder zeigt er Kenntniss des Alterthums, an anderen Stellen hingegen ist er über alle Begriffe unwissend u. s. w, Um aber unsere andere Aussage zu rechtfertigen, dass die Arbeit dennoch nicht geistlos sei, brauchen wir nur daran zn erinnern, dass Jean Pauls Geist dem Maroneischen Weine gleicht, welcher mit zwanzig mal so viel Wasser verdünnt, doch noch einen lieblichen Trank gab.

Das Resultat unserer Untersuchung würde nun sein, dass Herr Steinmann ohne Zweifel den Preis verdient, die nächsten Ansprüche nach ihm, aber der Verf. der harmlosen Satire hat. Ausserdem verdienen noch die beiden andern beurtheilten Arbeiten einige Berücksichtigung. Da werden nun freilich die meisten Bewerber sehr unzufrieden sein und mich fragen was der Humor sei, den ich ihnen abgesprochen habe. Ich antworte: Ein Baum, der in der Erde wurzelt und seine Zweige sehnsüchtig zum Himmel emporstreckt; derselbe Baum von dem Satire und Elegie abgerissne Zweige sind.

Wir wenden uns jetzt zu den Novellen und stossen zuerst (Jahrg. 1829. 57) auf Liebe und Leben, eine einfache Erzählung von Dr. E. Mahir. Schon der philiströse Titel, in welchem

Digitized by Google

Liebe und Leben als Gegensätze aufgestellt werden, zeigt hinlänglich davon, dass der Verfasser kein Dichter ist, ja wir möchten sagen, dass ihm jede tiefere Ansicht des Lebens mangelt. Ein Leben ohne Liebe ist kein Leben, und eine Liebe, die nicht auf das ganze Leben läuternd und veredelnd einwirkt, ist keine Liebe. Doch wir gehen zur einfachen Erzählung über: Der Sohn eines Krämers, der sich erhenkt oder ersäuft, oder sonst auf eine unerlaubte Weise aus der Welt gemacht hatte, entläuft seinen unzarten Wohlthätern, die ihm täglich die sogenannte Schande seines Vaters vorwarfen, wird bei einem reichen Manne Bedienter und verführt dessen Tochter (worüber ihn allerdings die Vorwürfe seiner beschränkten Zeit trafen). Er entflieht darauf heimlich mit seiner hochschwangeren Schönen und lässt sich mit ihr am nächsten Tage trauen. (Wie und wo sich dies, beinahe zu Ende des 18ten Jahrhunderts (denn dies ist die Zeit unserer Geschichte) ohne Aufgebot und sonstige Vorbereitungen bewerkstelligen liess, begreif ich freilich nicht). Beide Aeltern machen eine gute Miene zum bösen Spiel, ärgern sich aber doch sehr bald todt. (Ein wirklich seltener merkwürdiger Fall, auch bei Leuten von den strengsten Grundsätzen). Die junge Frau aber, jetzt Erbin eines grossen Vermögens, wurde, mit einem Worte, liederlich, härmte sich über ihre missglückende Buhlschaften und die Vorwürfe ihres Mannes bald zu Tode, und hinterliess ihrem Manne eine Tochter und ein grosses Vermögen. Dieser aber wurde jetzt ein vollständiger Philister. Seine Tochter verlobte er, da sie noch halb Kind war, mit einem Müllerburschen; wahrscheinlich,

Digitized by Google

damit es ihr nicht wie ihrer Mutter gehen möchte. Die Sache ging eine Zeitlang ganz gut, bis in Aennchen's Seele durch einige Romane Feuerfunken geworfen wurden, und ihr pedantischer Liebhaber ihr nicht mehr zusagte, Sie machte die Bekanntschaft eines schönen, geistreichen Jünglings, der auch sie lieb gewann. Der Vater ärgerte sich sehr über dies Verhältniss (Nemesis du bist gerecht!) doch es half nichts; zum Leidwesen des armen Müllerburschen Joseph wurden Ferdinand und Aennchen Mann und Frau. Aber Aennchen war ihrem Manne nicht gebildet genug, er wurde gleichgültig gegen sie und brachte sie dadurch in ein frühes Grab.

Dass diese Erzählung, die hier ganz treu wieder gegeben ist, durchaus gehältlos und kahl ist, was ihren Inhalt betrifft, wird niemand läugnen. Viel Menschen uud Zeitkenntniss kann auf so beschränktem Raume nicht entwickelt werden; aber man kann aus dem Gegebenen sattsam ersehen wie der Hr. Verf. das Ende des 18ten Jahrhunderts kennt. Hr. Dr. M. sagt zu Anfang seiner Erzählung, dass wir von der Absonderung des Bürgerstandes von den übrigen Ständen, die im 18ten Jahrhundert statt gefunden, jetzt kaum noch einen Begriff haben. Wenn Hr. Dr. M. in der Mehrheit von sich selbst spricht, so geben wir ihm vollkommen Recht; denn weniger Kenntniss des 18ten Jahrhunderts kann wohl kein Mensch zeigen als eben er. Wir dürfen nur daran erinnern, dass aus dem Bürgerstande, den der Herr Doctor sich so kastenmässig abgeschlossen denkt, die bedeutendsten Dichter und Gelehrten des Jahrhunderts hervorgegangen sind. Ferner fin-

Digitized by Google

det man in den vielen Familien- und Sittengemälden, die im 18ten Jahrhundert wie Pilze aufschossen, fast keine Spur eines Kastenweseus, wie es unser Autor dichtet. Leise daran erinnern könnte etwa Babos Bürgerglück; aber auch nur leise: denn in diesem Stücke sind allerdings manche Züge, die aus dem Leben gegriffen sind; Hr. Dr. M. dage gen verkauft uns die Erfindungen seines eigenen Kopfes für Vätersitte. Nur einige Proben davon. Wo in Deutschland ist es je Sitte gewesen, unreife Knaben mit unreifen Mädchen zu verloben? Welcher reiche Kaufmann des 18ten Jahrhunderts hätte es nicht unter seiner Würde gehalten, seine Tochter einem Müllerburschen zu geben? u. s. w. Demnach hätte uns Hr. Dr. M. nicht die Vorzeit geschildert, sondern einen querköpfigen Spiesbürger, und die Narrheiten desselben durch den Ausgang seiner Erzählung als Weisheit anzupreisen gesucht.

Wir können nicht unterlassen Hrn. Dr. M., ehe wir von ihm scheiden, auf einige Flüchtigkeitsfehler aufmerksam zu machen, damit er denselben in einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, wenn eine solche einst erscheinen sollte, abhelfen möge. Der erste ist ein Rechnungsfehler. Aennchens Vater verführt nämlich als ganz junger Mensch die Mutter derselben, die einige Jahre darauf starb, und dennoch war er, da Aennchen 16 Jahr alt war, durch eine mehr als 40jährige Gewohnheit an das Methhaus gefesselt. Der andere Fehler ist gegen das Costum. Hr. Dr. Mahir lässt nämlich seinen Ferdinand mit langen schwarzen Locken erscheinen, da er doch im 18ten Jahrhundert anständiger Weise nicht anders auftreten konnte,

Digitized by Google

als mit einer Peruque, oder wenigstens mit frisirtem und gepudertem Haar. Diese Bemerkung kann nur demjenigen kleinlich erscheinen, welcher nicht bedenkt, dass Hr. Dr. M. uns ein treues Bild des 18ten Jahrhunderts hat geben wollen.

Einen grellen Gegensatz gegen diesen abschmeckigen Mehlbrei bilden freilich die beiden nächstfolgenden Novellen, Donna Elvira von Kahlert (Nro. 87), und des geheimen Calculators Liebe und Leid von Fr. Tietz (Nro. 122); aber dennoch muss ich ehrlich gestehen, dass ich, nach Durchlesung einiger Geschichten dieser Art, mich fast nach Herrn Dr. Mahirs einfacher Erzählung zurück sehnte. Beide nämlich sind ganz in der Manier geschrieben, welche seit Hoffmann Mode geworden ist, und welche Jean Paul an Hoffmann selbst rügt als eine solche, wodurch ihm dieser sonst befreundete Geist fremde geworden sei. Um die Nerven des Lesers anzuspannen, werden ihm Gräuel und Sünden, Teufel und Hexen vorgeführt, werden arme Sünder abgethan, ohne dass diese Hinrichtungen im geringsten einen bessern Eindruck machten als alle öffentliche Hinrichtungen. Der Leser sieht rädern und wird gerädert, doch wir gehen zu unsern Novellen über. Es würde ungerecht sein, Herrn Kahlert alles poetische Talent abzusprechen. Eine mässige Erfindungs- und ziemlich gute Darstellungsgabe, hat er in seinem bei aller Breite doch geniessbaren idyllischen Epos: Ewald und Bertha an den Tag gelegt. Auch in vorliegender Erzählung zeigt er, dass er die Sprache zu handhaben wisse, und es verstehe durch lebendige Darstellung den Leser zu fesseln. Wir geben auch zu, dass die meisten Charaktere

Digitized by Google

in dieser Erzählung, wiewohl sie nur mit wenigen Umrissen angedeutet sind, dennoch bestimmt genug hervortreten; so bestimmt nämlich als Alltagsmenschen ohne ein deutliches Gepräge hervortreten können. Der flache, herzlose Theaterrecensent, der für seine Kunst begeisterte Musikdirektor u. s. w. sind Gestalten, wozu man die Originale so häufig findet, dass nichts leichter ist als sie richtig aufzufassen und erträglich zu kopiren. Aber der Held der Erzählung ist so gezeichnet, dass wir uns sein ungeheures Verbrechen gar nicht erklären können, ohne uns vieles — sehr vieles hinzuzudenken. Doch dieser Fehler würde bei minder beschränktem Raum haben vermieden werden können; wodurch freilich der Hauptfehler der Geschichte nicht gehoben wäre, der nämlich dass sie überhaupt nichts taugt. Höre lieber Leser: Ein junger sehr talentvoller Wüstling Reinhold v. P. rettet einer Sängerinn, einem guten anspruchlosen Mädchen (einem Phönix also) das Leben, verliebt sich in sie und verlobt sich mit ihr am Sterbebette ihres Vaters, als er sich schon wieder in eine andere Sängerinn verliebt hatte. Um die Gunst der auf das Prinzipat in ihrer Kunst, Eifersüchtigen zu gewinnen, vergiftet er seine Braut und erhält die Hand der Verführerin zur Belohnung. Doch die Freude dauerte nicht lange, Beide treten in Don Juan auf; die Giftmischerin stirbt auf dem Theater plötzlich an den Gewissensbissen, und Herr Reinhold starb in Wahnsinn, weil er all dies angerichtet. Eine alte Frau oder Hexe tritt in der Erzählung häufig als schadenfroher Kobold auf und lacht über die Gräuel, die da kommen sollen; nachher verschwindet sie spurlos. Ob sie einen

Digitized by Google

Schwefelgeruch hinter sich gelassen, wird nicht berichtet. Ist es nicht Sünde an einem so jämmerlichen Stoff Zeit, Talent, Sprache zu verschwenden? Ist die Vorzeit, ist die Gegenwart, ist die Seele des Dichters selbst so arm an Heldenbildern, dass er sich welche hinter den Coulissen hervorsuchen muss? So sehr sich Herr Kahlert auch abmüht, aus seinem Helden etwas zu machen, es gelingt ihm nicht. Das Anhalten durchgelaufener Pferde, ein guter Kopf und eine gute Stimme, zeugen noch nicht für den Werth des Mannes. Wir verabscheuen den gemeinen Giftmischer und die gemeine Giftmischerin, und legen das Blatt mit Ekel weg. Herr Kahlert hat 1830 in Nro. 79 noch eine Novelle zur Preisbewerbung geliefert, welche der Kartendämon betitelt ist. Billig sollte diese Erzählung dramatisirt und auf die Bühne gebracht werden, sie würde daselbst ohne Zweifel sehr viel Effect machen. Mir wenigstens ist mit Ausnahme des Oedipus, des Platenschen nämlich, keine Tragödie bekannt, deren Fabel so wahrhaft tragisch wäre. Hört und huldiget der furchtbaren Macht, die richtend im Verborgnen wacht. Ein von der Spielwuth im höchsten Grade besessner Baron tödtet in einem, wegen unglücklichen Spiels entstandenen Duell, einen Jugendfreund, welcher eine Wittwe mit einem kleinen Sohn hinterlässt, dem das Schicksal die ehrenvolle Stelle ertheilt hat einst den Tod seines Vaters zu rächen. Dieser unser Heinrich Ludwig Orestes von Sternthal, wird nach dem Tode seiner Mutter von einem Fürsten an Kindes Statt angenommen, der ihn Heinrich nennt, um ihn von seinem eigenen Sohne Ludwig, den die grausamen Parcen verhindern,

Digitized by Google

ein zweiter Pylades zu werden, unterscheiden zu können. Damit nun die Leser den Zusammenhang der Geschichte nicht zu früh erfahren mögen, bleibt Heinrichs Herkunft der ganzen Gegend unbekannt. Er wird von seinem Pflegevater auf eine Forstakademie geschickt, und lernt in einer benachbarten Pensionsanstalt, welche, wenn wir Herrn Kahlert glauben dürfen, zu den bessern gehörte, Emma Berger kennen, die Tochter, eines seinem Vater benachbarten Kaufmanns. Trotz aller Wachsamkeit der bösen Erzieherinnen verloben sich beide, und bleiben sich treu, nachdem sie in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Die ganze Stadt spricht schon davon, dass Försters Heinrich und Bergers Emme ein Paar werden würden. Aber nun reisst der alte Berger zum Unglück mit seiner Tochter nach einem benachbarten Badeort, um seine Spielwuth zu befriedigen. Dort macht Emma leider einen grossen Eindruck auf jenen Baron von Wangen, der Heinrichs Vater getödtet hatte, so dass er sich sogleich bei ihrem Vater einmiethet. Die arme Emma wird doppelt gepeinigt, durch die unwillkommne Liebe des Barons und die Eifersucht ihres Heinrich. Der Baron, um doch Emmas Hand zu erlangen, fasst den Entschluss ihren Vater durch's Spiel zu Grunde zu richten. Sein Plan gelingt, und nun macht er dem alten Berger den Antrag, er wolle ihn retten, wenn er Emmas Hand erhielte. B. weist diesen Antrag unwillig zurück; aber doch entschliesst sich Emma, o beispielloses Beispiel von Edelmuth! den Baron zu heirathen, und macht ihren Heinrich mit diesem Entschluss bekannt. Dieser verschwindet, der Baron wird ermordet gefunden,

Digitized by Google

und ein Bauer, bei dem man sein Geld findet, als verdächtig eingezogen. Wie er eben verurtheilt werden soll, erscheint Heinrich und erklärt, dass er der Mörder sei. Aber höre, lieber Leser, wie der ganze Mord bloss ein Werk der heiligen, ewig waltenden Nemesis war. Heinrich lauert Wilddieben auf, und hört, dass zwei derselben den Baron ermorden wollen, um ihm sein Geld abzunehmen. Da steigt ihm der Gedanke auf, dass er ja lieber dies thun könne, um mit dem Gelde Emmas Vater zu retten. Er geht auf ihn zu und spannt den Hahn, bloss um ihn zu schrecken. Aber der Hahn schlägt unglücklicher Weise an und so fällt der Baron. Jetzt entflicht H. und überlässt die Beute einem zufällig dazu kommenden Wilddiebe.

Fühlt Herr Kahlert nicht wie sehr er seinen Heinrich durch alles dies entwürdigt hat? War H. so eifersüchtg, wie Hr. K. ihn schildert, so musste sein erster Gedanke sein, dass Emma ihn nicht mehr liebe und in diesem Falle wäre männliche Fassung vernünftig, Selbstmord zu entschuldigen gewesen. Aber nun hörte er das Gespräch jener Räuber; konnte dadurch seine Stimmung nicht geändert werden? Gut; er war vielleicht zu entschuldigen, wenn er den Gegenstand seiner Eifersucht durch fremde Hand bluten liess. Aber nein! er fasste den Entschluss selbst den Mord zu vollbringen. Vielleicht um sich zu rächen? nein um zu rauben. Mag es sein; auch für den Räuber können wir uns noch interessiren. Aber selbst die Rolle eines Räubers gut durchzuführen hat er nicht Muth und Kraft genug; er läuft davon. Und dann wird alles dadurch gut gemacht, dass er sich selbst dem Gerichte überliefert. Orestes, von

Digitized by Google

den Furien gepeinigt, unterwirft sich dem Ausspruch des Areopagus. Aber ach! keine sühnende Minerva wirft den Stein des Mitleids in die Urne; er wird zum Tode verurtheit. (Ha! da wird es eine rührende Hinrichtung geben). Doch wegen einer Hoffeierlichkeit wird seine Strafe bis auf 20jährigen Festungsarrest gemildert. Grämt euch nicht zu sehr wegen des guten Jungen; er stirbt schon im ersten Jahr, und Emma, die die Hand des Brunnenarztes, den wir wie andre Nebenpersonen in der Erzählung übergangen haben, ausgeschlagen hat, um ihren Heinrich pflegen zu können, lebt jetzt in der grössten Zurückgezogenheit. Wir sind überzeugt, dass diese Erzählung viele Leser des Gesellschafters durch ihre edelmüthigen Züge gerührt, und durch ihre schauerlichen Scenen erschüttert haben wird. Wir enthalten uns daher alles Urtheils und fragen nur den Hrn. K. weshalb er die 3 Tage aus dem Leben eines Spielers so schlecht findet.

Dem Mord- und Graueneindruck, den die zuerst beurtheilte Erzählung des Hrn. Kahlert auf mich gemacht hatte, wähnte ich glücklich entronnen zu sein, als ich die ersten Seiten der Tietzschen Novelle las. Aber ach! wie arg wurde ich getäuscht; ich kam vom Regen in die Traufe. Dort hatte ich es doch nur mit einer Hexe zu thun; hier mit dem leibhaftigen Teufel. So einfach auch der Stoff der Erzählung ist, dass ein geheimer Calculator, der reicher an Jahren als an körperlichen und geistigen Schönheiten ist, sich in die junge, liebenswürdige Tochter seines Vorgesetzten verliebt und endlich da seine eben nicht herzhaften Eroberungsversuche zurückgeschlagen

Digitized by Google

werden, sich zufrieden giebt und seine Haushälterinn ehelicht: so hätte derselbe doch durch eine lebensreiche, humoristische Darstellung ganz geniessbar werden können. Aber wie kommt der Verf. dazu, mit dieser harmlosen Erzählung die bekannte Geschichte von dem unglücklichen Duell der beiden Brüder von Neuendorf zu verweben, von denen der eine durch Bruderhand, der andere durch Henkershand fiel? Kann es denn keine Novelle mehr geben, die nicht grausige Thatsachen erzählt? Sind denn Verbrecher und arme Sünder unseren Poeten so nothwendig, dass sie dieselben an den Haaren herbeischleppen müssen?

Entschuldige sich Hr. Tietz nicht damit, dass der Hr. Preissteller den Wunsch ausgesprochen habe, die Novellen möchten sich an irgend ein Thema ihrer Zeil anschliessen. Wollte Hr. T. eine historische Novelle aus der Zeit Friedrich Wilhelm des Ersten liefern, so war es weit natürlicher, und dem Stoff seiner Erzählung angemessner, dass er die für jene Zeit so charakteristischen Tabackskollegien des Königs schilderte, als dass er uns Mordgeschichten aus mehr als hundertjährigen Acten auftischte. So aber ist Hr. T. einem Maler zu vergleichen, welcher im Hintergrunde einer holländischen Gruppe Galgen und Rad abbildet. Um aber der Sache die Krone aufzusetzen, ist der Teufel selbst, als Geigenspieler verkappt, ein Held der Erzählung. Der Teufel sucht den Calculator zu verführen, und verwirrt den Pinsel so, dass derselbe wähnt, die Königliche Casse bestohlen zu haben, und darüber in eine Krankheit verfällt; der Teufel stiftet das Duell an, und zeigt dem verwundeten Neuendorf, der in

Digitized by Google

dem falschen Freunde nicht den verkappten Teufel erkannt hatte, lachend seine Verschreibung und verschwindet endlich, indem er einen Pulverthurm in die Höhe sprengt. Noch niemand glaube ich, hat die unglückliche Idee gehabt, den Teufel in der Gestalt eines Geigenspielers auftreten zu lassen (?) Wie könnte auch das Symbol der Sünde, des Unschönen und der völligen innern Disharmonie, das Schöne und Harmonische in irgend einer Form ausdrückend gedacht werden? Wie wäre es möglich dass der Teufel selbst diejenige Kunst ausübte, wodurch Luther den Teufel bannen zu können glaubte? Aber warum sollte er nicht? Ist er doch häufig der Apollo unserer Dichter, der ihnen Mordgeschichten eingiebt und Bilder leiht, wie sie nur im höllischen Pfuhl entstanden sein können, und der ihnen statt des unverwelklichen Lorbeerkranzes, brennende Pechkränze um's Haupt windet, die rasch verlodern und einen scheusslichen Gestank hinter sich lassen. Möchte sich Hr. T. dieses widerwärtigen Apollo schämen, dessen Pegasus ein Ziegenbock ist, und sein Talent würdigeren Beschäftigungen widmen. Vielleicht dass es ihm besser glückt, wenn er die Nachrichten alter Chroniken und Akten rein historisch behandelte. Die Geschicklichkeit, mit welcher Hr. T. uns auf so beschränktem Raum ein getreues Bild der Zeit Friedrich Wilhelm I. zu geben weiss, berechtigt allerdings zu dieser Erwartung, aber durchaus nicht zur Hoffnung auf irgend einen Preis.

Wie froh bin ich, dass ich endlich, dem Schauplatze blutiger Hinrichtungen entronnen, mich zurück ziehen kann in der Jugendfreunde stille

Digitized by Google

Studentenstübchen (29. 141.) und dann mit ihnen hinaussteuern in die frische, freie Seeluft. Wenn wir auch zuweilen in dumpfe Kneipen und Kajütenluft hineingerathen, lieber Leser, wir befinden uns daselbst noch immer besser als auf dem Richtplatze. Der Inhalt dieser Novelle von Hrn. Horst ist folgender: Ein Studiosus juris geht mit seiner jungen Frau (einem Schenkmädchen!) nach Amerika. Gerne hätte er seinen Jugendfreund Kempf, einen Theologen mitgenommen, wenn dieser nicht durch seine beschränkten Lebensansichten und seine durch den Druck äusserer Umstände zusammen gepresste Seele von einem solchen Unternehmen zurückgehalten wäre. Jedoch er weiss ihn auf's Schiff zu locken, wo Kempf alsbald Neigung zu der Tochter des Kapitains fasst, und von Liebe und Wein benebelt einschläft. Das Schiff seegelt weiter, Kempf erwacht, ist jetzt von aller Furcht frei, und lässt sich leicht bereden mit zu fahren. In Amerika angekommen, heirathet er die Schiffertochter. Dieser höchst einfache Stoff ist nicht ohne Humor und überhaupt ziemlich gut behandelt. Freilich ist Kempf sehr schlecht gehalten, und hält weder mit Thümmels Sebaldus noch mit Jean Pauls Fixlein einen Vergleich aus. Es bleibt unbegreiflich wie der zaghafte Pinsel durch einen Tag auf der See zum herzhaften Mann umgeschaffen wird. Da indess die übrigen Charaktere ziemlich gut gezeichnet sind, wollen wir gern ein Auge zudrücken und dem Hrn. H. einen Vorrang vor seinen bis dahin genannten Mitbewerbern zu erkennen.

Es folgt (Nro. 149) die Novelle: zum ersten und zum letzten Mal von A. Naumann. Diese Er-

zählung, wiewohl sie nicht viel Inhalt hat, ist nicht schlecht. Es wird darin dargethan, wie ein reicher Geck, Rasemann genannt, gern als Schauspieler glänzen will, sich aber gleich das erste Mal, wo er auftritt, so lächerlich macht, dass ihm die Lust zum fernern Auftreten vergeht. Fast will es mich aber bedünken, dass Hr. N. besser gethan hätte, mit den Humoristen um den Preis zu ringen, da seine Arbeit fast aller epischen Elemente ermangelt.

Desto mehr Stoff wird uns gegeben in der (Nro. 177) folgenden Novelle von Hans von Jargow betitelt: Der Mord oder Griechenland, wie es damals war. Es geht in dieser Erzählung, wiewohl gleich der Titel sehr mörderisch beginnt, doch nicht voll so arg her als in manchen anderen. Der Verfasser begnügt sich einige Nebenpersonen dem Blutdurste der Leser zu opfern; die übrigen kommen mit heiler Haut davon und leben noch, wenn sie nicht bis jetzt gestorben sind. H. v. Jargow gehört zu denjenigen Scribenten, welche in der Absicht einen guten Knoten zu schürzen, den Faden der Erzählung sinnlos in einander wirren, und dann durch irgend eine ungeschickte Aushülfe der vorher wunderbar scheinenden Erzählung einen natürlichen Anstrich zu geben suchen. Nur schade dass man den Leuten in der Regel von Anfang an in die Karten schaut und so nicht einmal überrascht wird.

Stephanopolo, ein Albaneser, wird angeklagt einen Griechen ermordet zu haben, mit dem er wegen einer ihrem gefangenen Mann geraubten Türkin in Streit gerathen war. Da wenigstens doppelt so viel Zeugen als nöthig sind gegen ihn

Digitized by Google

sprechen, so ist der arme Mann freilich in grosser Gefahr. Aber doch wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben; denn gesetzt, er würde hingerichtet, so wäre die Geschichte zu bald aus; oder er entspränge, so nehme sie nie ein Ende. Also ist nur der dritte Fall wahrscheinlich, dass er bei allem scheinbaren Verdacht doch unschuldig ist, in welcher Meinung uns auch die Vorliebe bestärkt, welche der Verfasser gleich Anfangs für St. blicken lässt.

So fällt denn natürlich dem Leser sogleich ein, ob nicht der Mann der Türkin vielleicht der Mörder gewesen sei, den der Verfasser uns doch unmöglich um nichts und wieder nichts kann vorgeführt haben. Dass es so kommen müsste, sah ich gleich, hoffte aber doch, dass Hr. v. J. den Knoten etwas besser lösen würde. Es geschieht folgendermassen: Ein Franke, den wir im Lauf der Erzählung kennen lernen, trifft auf seinen Streifereien eine Wahnsinnige, folgt ihr in eine Höhle, erblickt dort einen Rasenden, der rings von Leichnamen und Todtenköpfen umgeben ist, entrinnt mit Noth den wüthenden Angriffen desselben, und stürzt denselben, da er ihn eben ereilt hat, in eine Felsschlucht hinab. Jene Wahnsinnigen sind der Türke und seine Frau. Der abgeschnittne Kopf des Griechen, findet sich in der Höhle vor und so wird der Albaneser freigesprochen. Alle Irrungen werden daher erklärt, dass der Türke mit dem Albaneser einige Aehnlichkeit gehabt habe. Dies ist der kurze Inhalt der Erzählung. Einige Nebenpersonen habe ich weggelassen, weil sie den Gang der Erzählung verwickeln, ohne sonst einen bedeutenden Einfluss

Digitized by Google

darauf zu haben. Durch die verworrene, poetisch sein sollende Schreibart und durch den zerhackten, stets wieder einen neuen Anlauf nehmenden Gang der Erzählung, ist das Ganze über dies schon so unklar, dass man es wenigstens zweimal durchlesen müsste, um alle Einzelheiten zu behalten, und das kann doch kein vernünftiger Mensch verlangen. Die Tendenz der Novelle ist zu zeigen, dass die Griechen ein nichtswürdiger, feiger und treuloser Pöbel seien, und um zur wahren Glückseligkeit zu gelangen, unserer Subordination und Polizei, unserer geheimen Oberappellationsräthe, Kammergerichtsreferendarien und Stadtgerichtsauscultatoren, oder einer tüchtigen türkischen oder russischen Knute bedürften. Schliesslich würde ich Hrn. Hans von Jargow den Rath geben, sich künftig eines klarern und zusammenhängenderen Stils zu befleissigen, wenn mir nur nicht zur rechten Zeit das Sprichwort einfiele: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer.

Wir kommen Nro. 193 auf funfzehn Monate zu früh, eine eilfertige, ja wohl eilfertige Novelle von Dr. Bärmann. Wir glauben bei der Kritik derselben auch etwas eilfertig sein zu können. Es wird darin erzählt wie ein englischer Officier sich häufig um eine Viertelstunde übereilt habe, und dadurch in mancherlei Fatalitäten gerathen sei, bis ihn endlich die Zeit warten lehrte. Was dies für Fatalitäten gewesen seien, wird schwerlich einen unserer Leser interressiren. Sie sind fast alle höchst ordinärer Art. Der Held wird zuletzt durch eine reiche Heirath mit dem Schicksal ausgesöhnt,

Digitized by Google

und der Leser freut sich herzlich darüber, weil so die langweilige Geschichte doch endlich ein Ende nimmt.

Wir wenden uns jetzt zu den für den Jahrgang 1830 gelieferten Novellen. Die Reihe derselben eröffnet die Liebe im Irrenhause von W. Albo. Diese Erzählung, wiewohl ihr Hauptinhalt aus Kabale und Liebe entnommen ist, und daher nicht auf Neuheit Anspruch machen kann, zeigt von einem Talent, welches wohl werth wäre, besser ausgebildet zu werden. Die Erzählung ist folgende: Herrmann, der Sohn eines Ministers, verliebt sich in Elvire, die Tochter eines Tanzmeisters. Sein Vater beabsichtigt, dass er sich mit Mathilde, einer unehelichen Tochter des Fürsten verheirathen soll und lässt deshalb seine Braut mit ihrer Mutter gefangen setzen. Elvire tödtet sich, indem sie eine Haarnadel verschluckt und Herrmann wird wahnsinnig. Er wird in ein Irrenhaus gebracht, und er geneset dort nach und nach, besonders durch die liebevolle Pflege Clementinens, einer Pflegetochter des Aufsehers. Durch den Sturz des Ministers wird das Haupthinderniss, was ihrer Verbindung im Wege steht, beseitigt, und damit die Ehe eine ebenbürtige werde, ist Clementine die Tochter eines heruntergekommenen Edelmanns, des Eustathius von Thorenburg, der, obwohl er nichts mehr und weniger als ein Müller ist, dennoch, der Aussage einer Zigeunerinn trauend, beständig hofft, dass der Glanz seines Hauses einst wieder erneuert werden würde. Jedermann wird zugestehn, dass nicht sonderlich viel Genie dazu gehört, eine solche Geschichte zusam-

Digitized by Google

menzusetzen. Auch die Charakterzeichnung ist meist sehr mangelhaft. Der Minister sowohl als der alte Thorenburg sind so herzlose Scheusale, wie man sie im Leben nie findet, altmodische Gestalten aus den Romanen des 18ten Jahrhunderts, wo es Sitte war, die Minister als Unthiere darzustellen. Aber ohngeachtet aller dieser Mängel ist die Erzählung so geschrieben, dass sie stets die Aufmerksamkeit des Leser fesselt.

Nro. 37 folgt Liebe und Glaube, die schlechteste unter allen eingelaufenen Novellen, glaube ich mit gutem Gewissen sagen zu können, wiewohl ich noch nicht alle gelesen: denn wer könnte dies unklare Gewebe von Aberglauben, Albernheiten und Thorheiten überbieten. Lies sie im Auszuge, lieber Leser, wenn du es über dich gewinnen kannst, und bemitleide mich, dass ich eine halbe Stunde meines Lebens so rein verloren habe. Ein junger Graf heirathet auf Zureden seines Vaters, dessen Güter sehr verschuldet sind, ohne alle Neigung ein bürgerliches Mädchen, die junge Gräfin zeigt sich aber bald als sehr unliebenswürdig und unheimlich, und da sie einen wahren Kaliban zur Welt bringt, so möchte man fast vermuthen, dass sie mit dem leibhaftigen Teufel Umgang gepflogen, zumal da ihr einziger Umgang eine alte Hexe Namens Liese ist. Der Graf wendet seine Liebe einem altadligen Fräulein, einem wahren Engel zu, und wird deshalb von der Gräfin mit höchst ungerechter Eifersucht gepeinigt. Dann versöhnt sie sich aber zum Schein mit ihm, um sich aufs furchtbarste zu rächen. Doch, ehe sie dies bewerkstelligen kann, wird sie nebst ihrer

Digitized by Google

Liese vom Teufel geholt und der Graf heirathet jenes Fräulein. Unterdess erwächst Graf Kaliban unter der Leitung eines plebejischen Hauslehrers; lebt mit Vater, Mutter und Brüdern in Unfrieden und stirbt zuletzt am Schlage. Aus Hass gegen die Seinigen lässt er sich von Liesens Sohn, seinem treuen Diener, das Leichentuch in den Mund geben, waran der Vater und zwei Brüder starben. Endlich entdeckt ein kluger Arzt die Ursache des Todes, und indem er das Letchentuch aus dem Maule des halb verweseten Scheusals hervorzieht, rettet er dem letzten Sprösslinge des Hauses das Leben. Sapienti sat.

Die Marquisin von Marzera, historische Novelle von E. v. Hohenhausen, ist die Erzählung von einer unglücklichen Buhlschaft, die Prinz August von Sachsen (der nachmalige August II.) in Madrit anknüpfte. Man erlasse uns die Nacherzählung. Wir können nicht begreifen wie eine Frau es vermag kupplerische Mönche und Kammerfrauen, verbuhlte Weiber, genussüchtige Prinzen und Hofleute, nächtliche Zusammenkünfte u. s. w. mit Wohlbehagen zu schildern. Durch Sterne, welche auf das häufig wiederkehrende Wörtchen historisch hinweisen, zeigt Fr. v. H. dass sie mit den galanten Abenteuern des Königs August sehr wohl bekannt ist, aber keinesweges, dass sie eine historische Novelle geliefert hat: denn solche Sachen, wie die hier erzählten, gehören nicht zur Geschichte, sondern zur Chronique scandaleuse. Die Darstellung ist lebendig und klar, auch die eingestreuten Gedichte sind

Digitized by Google

nicht übel, aber ich glaube nicht, dess dies das höchste Ziel weiblichen Strebens sein darf.

Der Ausspruch, dass die letzten die ersten sein werden, findet auch bei unseren Preisbewerbern seine Anwendung. Die Nro. 90 u. s. w. abgedruckte Novelle: Pflicht und Opfer von Hellmuth ist ohne Zweifel die beste von allen. Der Titel verspricht freilich nicht viel, weil die meisten Novellisten die Worte Pflicht und Opfer im hohen Grade herabgewürdigt haben. Hier finden wir sie in einer würdigen Bedeutung. Ein Sohn, welcher die Mörder seines Vaters (aufrührerische Matrosen, welche den harten Capitain über Bord geworfen hatten) dem Gericht und so dem Tode überliefert, wiewohl er so seinen Jugendfreund aufopfert, dessen Vater, seinen Pfleger in der Kindheit, aufs bitterste kränkt, sich um den Besitz seiner innig geliebten Braut, der Schwester seines Jugendfreundes bringt, und dann seinen Tod nicht durch Selbstmord, sondern im Kampf für Freiheit findet, ist der Held dieser Erzählung. Leser, welche viel auf geschnörkelte Erfindungen, Ueberraschungen u. dgl. Taschenspielerkünste geben, werden nicht begreifen können, wie ich an einer so einfachen Erzählung Wohlgefallen finden kann; wer aber ein tiefes Naturgefühl, einen reinen historischen Sinn, und einen richtigen psychologischen Blick für die drei Kardinaltugenden des Novellendichters hält, der wird kein Bedenken tragen, Hrn. Hellmuth den Preis zuzuerkennen. Seine lebendigen Schilderungen der ihm befreundeten Natur erinnern an Steffens, ohne, dass er indess ein sclavischer Nachtreter desselben zu

nennen wäre. Möchten doch viele Dichter in dieser Art dem trefflichen Steffens folgen; oder vielmehr möchten alle, wie er, in die Natur und in das Leben hinein schauen, damit sich dieselben himmlisch verklärt in ihrem reinen geistigen Auge abspiegelten.

R. O.

Digitized by Google

Eingetretene Umstände haben den Verfasser des voranstehenden Aufsatzes verhindert das Begonnene zu Ende zu führen, und das Urtheil über den dritten Kreis der Concurrenz ist leider somit unerledigt geblieben. Lägen mir die zu beurtheilenden Correspondenznachrichten in diesem Augenblick vollständig vor, so würd' ich das Fehlende zu ergänzen suchen, so aber hab' ich nur einen Ueberblick über die letzten Preisarbeiten des Jahrgangs 1829.

Um jedoch nichts durchaus schuldig zu bleiben und den guten Willen für die That zu setzen, will ich einige Bemerkungen nicht zurückhalten, nnd da diese mehr ein allgemeines Urtheil sein können, als eine Vertheilung des Lobes und Tadels nach Maas und Loth auf einzelne Fälle, so führt mich dies den ersten Gründen näher, und ich glaube fast, ich werde a priori die ganze Sache verdammeu müssen. Denn wie ich überhaupt die Aussprüche meines preisrichtenden Freundes nicht unterschreiben mag, schon weil ich die Angeklag-

Digitized by Google

ten nicht alle gehört habe, so ist mir besonders seine Unbereitwilligkeit, Preisfragen für Poesie als lobenswerth anzuerkennen, etwas unbequem angekommen. Und ich möcht' es doch nicht als bloss naiv gefragt angesehen wissen, wenn ich frage, ob heut zu Tage Silber nicht besser als Petersilie, und Gold besser als Lorbeerblätter sind? Ueberdies glaub ich kaum, dass er im Verständniss poetischer Erzeugnisse so weit gekommen ist, dass ihm die Novellen und humoristischen Aufsätze sagen könnten, sie fühlten in Journalblättern sich nicht recht zu Hause, und dass er diese Sprache versteht — Mag das auf sich beruhn; aber für Correspondenzen, glaub' ich, darf man keine Preise aussetzen, der Fleiss des Sammlers ist nur die erste Thätigkeit, und für die Anerkennung anderer Vorzüge können wir immer den besten Willen, nie aber einen Maasstab haben. Wer könnte sich so weit vergessen, und für die Auflösung eines mathematischen, algebraischen Exempels, die nun gerade so, nicht anders ausfallen darf, einen Preis für die beste Auflösung aussetzen? Ist das Verhältniss freilich hier ein anderes, so ist auch die Hypothese eine andere, aber im Wesentlichen findet kein Unterschied Statt. Novellen und Humoresken wollen darin als preiswürdig sich erweisen, dass ein gut ersonnener, wohl angelegter Plan auf das angemessenste behandelt wird, dass Form und Inhalt sich gleichmässig zu einander verhalten, ein Verhältniss, das bei Correspondenzartikeln sich gar nicht bestimmen lässt. Seinen Gegenstand hat sich da keiner zu wählen, noch weniger kann er sich ihn machen. Jenes wird uns nicht verhindern, aus München einen Bericht lie-

Digitized by Google

ber zu lesen als aus Riga oder sonst woher, dies nimmt ihm all sein sonstiges Verdienst, und beschränkt ihn auf die Darstellung und Auffassung, für die man doch wahrlich nicht Preise aussetzen wird, so lange man noch nicht daran denkt, dem eine Belohnung zuzusichern, der sich über den Besitz seiner gesunden Vernunft auszuweisen im Stande ist. Ich weiss recht wohl, dass mir einer zweierlei entgegenhalten kann: einmal, dass ich von den relativen Vorzügen spreche, die der Novellist und Humorist vor dem Berichterstatter voraus hat; dann, dass das wahre Verdienst einer Correspondenznachricht in jener Totalanschauung liegt, die uns das ganze Leben und Treiben einer Stadt und Provinz vorhält, wie ein lebenvolles, buntes Gemälde. Allein in Entgegnung jenes ersten Einspruches bemerk' ich, dass am Ende die Möglichkeit von allen Dingen und Verhältnissen prädicirt werden kann, und dass man Aecker, die landwirthschaftlichen Regeln zufolge brach liegen sollten, immerhin bebauen mag, wenn man sich über die geringe und immer kümmerlicher werdende Ergiebigkeit des Ertrags hinwegzusetzen versteht. Preise kann ich für alle Dinge aussetzen, für die Auffindung eines Schlüssels aller Schwierigkeiten, eben so, wie für die bequemste Art im Bett zu liegen, aber in beiden Fällen würd' ich ohne Vernunft handeln. Und jenes Andere betreffend fürcht ich, dass es noch weit mehr gegen sich aufregen wird, als es wirklichen Wahrheitsschein für sich hat. Ein Berichterstatter aus einer bewegten, volkreichen Stadt, findet weit mehr Züge sein Gemälde vollständig zu geben, als sein Concurrent aus einer Provinzialstadt, wo es oft

Digitized by Google

nur eine Seite ist, die sich mit einigem Interesse besprechen lässt. Ich glaub' aber fest, dass ein Correspondent für seinen Gegenstand nicht leiden darf, was kann er dafür, wenn alle Tage der Himmel blau, das Heute wie das Gestern ist? zuletzt wo bleibt uns hier der Prüfstein des Wahren oder Falschen, Vollständigen oder Uebergangenen? Müssen wir nicht alles auf Treu und Glauben annehmen? der einzige relative Vorzug eines Berichterstatters ist die Treue, und dem nachzuzugehen ist ein kostspieliges, weitläuftiges Unternehmen; denn an jedem Ort, von wo aus er berichtet müsste ein Gerichtshof niedergesetzt werden, der die Fehler anstriche und ihre Anzahl einschickte. Wer die wenigsten Fehler hätte, bekäme dann den Preis! Wie schülerhaft und ungerecht zugleich, da man nicht die Fehler in Anschlag bringt, die Einer bei grössrer Raumausdehnung noch hätte machen können, es ist ja nicht Allen eben dasselbe Exercitium diktirt. Für Correspondenzberichte lassen sich keine Preise ausstellen.

Wer das nicht glauben will, mag es lassen, mir aber nicht übel nehmen, wenn ich noch einige bei der Beurtheilung zu berücksichtigende Dinge anführe. Durchaus fallen muss wohl der, der die Gegenstände seines Berichts nur so nimmt, wie sie ohne sein Wollen und Zuthun an ihm vorbeikommen. Dies Zufällige kann wohl den Reiz der Lebendigkeit und Abwechselung gewähren, doch kann es nichts mehr sein als eben nur Zufälliges, das zur Vervollständigung des Totalbildes gebraucht werden kann, aber auch nur dies. Ganz verfehlt

wäre der Zweck, wenn der Concurrent die Gegenstände nur als Folie persönlicher Reflexionen nimmt, aus Correspondenzen werden auf diesem Wege erst Reiseberichte und dann gar Bemerkungen auf einer Reise; hier ist der Uebergang in eine andere Form der Darstellung ganz offenbar, und wir hätten es nicht ungern gesehen, wenn ein Preisbewerber, die Uebereilung des Preisstellers benutzend, alle drei Aufgaben mit einem Aufsatze gelöst hätte. Wär ihm's Glück günstig gewesen, alle sechs Medaillen hätt' er sein nennen können!

Nicht weniger zu tadeln wäre der, der mit dem löblichen Vorsatz ja das Allgemeine, das Totale nicht aus den Augen zu verlieren, über seinen Gegenstand referirt, darum aber so allgemein wird, dass ein zweiter Bericht fast unmöglich ist. Wenn man alles zusammenstellt, was über die natürliche, industrielle Lage im Allgemeinen, über die Communal-wissenschaftlichen und sonstigen Verhältnisse der Hauptstadt im besondern beigebracht werden kann, so würde diese Lösung der Aufgabe erst die Andeutung derselben sein, nicht das Terrain ist die Haaptsache, nicht die Lage zu irgend einer Zeit, nicht die Darstellung des Zustandes, in dem sich dies oder jenes Institut dermalen befindet, die Correspondenzen sollen keine mikrologischen Statistiken sein, sondern Quellen für Specialgeschichten. Darum sind die Berichte der encyclopädischen Zeitschriften, besonders des Hesperus so äusserst interessant. Dabei würd' es aber dem Herausgeber desselben, der das Preisstellen nicht weniger liebt, nie einfallen, für den besten ihm zugekommenen Bericht einen Preis auszusetzen.

Digitized by Google

Da ich einmal die Feder zur Hand genommen habe, und ich sie einiger Blätter wegen noch nicht niederlegen will, so wüsste ich nichts passenderes zur Ausführung, als eine Erklärung über mein oppositives Unternehmen. Da werd' ich fast wider meinen Willen vermocht, mich über Dinge auszusprechen, die jenes nicht weniger angehen wie meine Person, und von seiner Person zu reden, ist nicht Jedem gegeben, Mir auch nicht, der ich wohl wusste, wie mich dieser und jener Anonymus anlassen werde. Wie's aber zu geschehen pflegt, man steht erst gerüstet gegen jeden Widerspruch, und weiss wohl schon vorher, dass das Gerede aus diesen und jenen Ecken sich dort oder da, und nicht anderswo hinclassificiren lasse, zuletzt aber zweifelt man nichts desto weniger an seinem richtigen Vorschluss, und möcht' es mit Jedem der Angreifenden besonders ausmachen. Denn auch über den Stolz, mich über das Gebell der Kleinen erhaben zu dünken, hab' ich mich hinweggesetzt, und diese höchste Potenz des Hochmuths ist gerade die anspruchsloseste Bescheidenheit, in der ich Jedem zu Rede stehen mag, wenn er mir ein für allemal verspricht, es nicht für Hohn zu halten, dass ich während der Verhandlung zuweilen einmal verstohlen lächle. Allein dieser mein guter Wille kann bis jetzt doch nur eine Kraft seyn, die anzuwenden ich wiederum den besten Willen, doch keine Veranlassung habe. Denn der mir zugeflossene Tadel ist so beschaffen, dass er gar nicht einmal darauf auszugehen scheint, irgend wie von mir berücksichtigt zu werden, es würd' ihm also auch gleichgültig sein, wenn ich ankäme mit dem ganzen Rüstzeug

Digitized by Google

der Polemik. Ich möchte mir da mehr schaden als nützen, da ich nur die gähnenden Ausdrücke des Mitleids, des Spottes, die ich schon habe hören müssen, vermehren würde. Wie konnt' ich auch Theilnahme erwarten bei einer Tendenz, wie die von mir ausgesprochene? das Einzige was mich hätte ergreifen und einen Augenblick zur Selbstprüfung vermögen können, wäre etwa ein solches Wort gewesen, da Einer zu mir gesagt hätte, ob ich es nicht bei reiferer Ueberlegung auf die Länge als unbedachtsam ansehen müsste, ein Leben, das sich unstreitig den Interessen der Wissenschaft und Kunst geweiht hat, auf eine so rigorose Weise zu beginnen? ein Herz, das bei seinem ersten Oeffentlichwerden, doch unstreitig nur von Allen das Beste und Edelste hoffen sollte, das in voller Begeisterung sich liebebringend und liebewollend einem unbekannten Allgemeinen hingeben müsste, so ganz nur Dingen zu öffnen, die es umdüstern und in die Nebel des Hasses oder der Leidenschaft hüllen müssen!

Doch ich weiss es, dass solches Gefühls und Tons nur wenige mächtig sind, und darum fällt mir der Schmerz, solche Ansprache nicht gehört zu haben, nicht zu schwer auf, da mir zudem noch der Trost, ihm eine Antwort nicht schuldig geblieben zu sein, verbleibt; denn ich bin mir dessen wohl bewusst, wie ich gerade einen Weg betreten habe, über den die Machinationen der ersten Anfänger im Schriftstellern hinaus sind. Denen zufolge ist das nicht mehr die Kunst anzugreifen, sondern angegriffen zu werden. Dies ist etwas geworden, das sich ohne einige Geschicklichkeit und Gewandheit gar nicht bewerkstelligen

Digitized by Google

lässt; es gehören Kunstgriffe dazu, sich so hinzustellen, dass ich einige Haupthähne zwinge mich umzurennen um nun Gelegenheit zu nehmen, darüber zu stürzen, und ein schreckliches Waffengetös um mich her klirren zu lassen.

Allein ich nahm Gelegenheit zum Reden ab eo, quod non: wie ich wohl weiss, um die andern, die wirklich da waren, nicht zu berühren: und weil es mir gelungen ist, auch ohne sie noch einige Zeilen zu Stande gebracht zu haben, so lass' ich sie ganz.

Uebrigens hab' ich die Erfahrnng gemacht, ass die bisherige Form des Forums beiden Theilen nieht genehm sein kann, dem Käufer, oder vielmehr dem, der es bis jetzt noch nicht gekauft hat, und dazu höflichst ersucht wird, dem Herausgeber, der mit so ausgedehnten abgeschlossenen Aufsätzen sein Ziel nicht erreicht. Die Vortheile eines Tagblattes bestimmen mich, meiner Unternehmung eine solche Gestalt zu geben, und sie in Zukunft durch wöchentliche Lieferungen fortzusetzen.

G.

Redakteur: Karl Gutzkow.

Digitized by Google

Bei dem Verleger dieses Journales sind ferner erschienen:

Heussi, J., Lehrbuch der englischen Sprache mit deutschen und englischen Uebungen und zugehörigen Wörterverzeichnissen. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte. 8. 25 Sgr.

Schimmelpfennig, F. G., die preussischen directen Steuern. 1r Th. betreffend die Grundsteuer. gr. 8. broschirt.

Dasselbe. 2r Th. betreffend die Klassen und Gewerbesteuern. gr. 8. broschirt. 1 Thlr. 25 Sgr.

Strauss, Dr. F., die eherne Schlange. Eine Predigt. 1½ Sgr.

— der Segen des Abendmahls. Eine Predigt. 2½ Sgr.

Theremin, Dr. Fr., das Wachen. Eine Predigt. 2½ Sgr.

Digitized by Google

I n h a l t.

	Seite.
I. Vom Berliner Journalismus	151
II. Die Gubitzsche Preisbewerbung	205

Berlin, gedruckt bei C. Feister.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046117478

Digitized by Google

Digitized by Google